

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

d

Lukas Hartmann

*Abschied  
von Sansibar*

*Roman*

Diogenes

Umschlagillustration: Eugen von Blaas,  
›Junges Mädchen mit Schleier‹, 1882 (Ausschnitt)  
Copyright © Sotheby's/ akg-images

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2013  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
75/13/8/1  
ISBN 978 3 257 86231 7

Ich verließ meine Heimat als vollkommene Araberin und als gute Mohammedanerin, und was bin ich heute? Eine schlechte Christin und etwas mehr als eine halbe Deutsche.

*Emily Ruete,*  
*›Briefe nach der Heimat‹*

Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du.

*Theodor Fontane,*  
*Spruch auf Emily Ruetes Grabplatte*

*An Seine Hoheit, Sultan Bargash ibn Said ibn Sultan. Friede sei mit Dir, mein Bruder. Ich bitte Gott und Dich, dass Du nicht Dein Gesicht von mir abwendest, bevor Du diesen Brief gelesen hast. Du solltest Dein Herz nicht gegen mich und meine Kinder verhärten. Du solltest nicht denken, dass ich in Europa in schlechtem Ansehen stehe. Das Gegenteil ist der Fall.*

Da saß er, wie jeden Nachmittag seit seiner Ankunft. Er liebte den Blick hinaus auf den See und zu den Bergen. Für den Balkon, oben im vierten Stock, war es im März noch zu frisch. Aber er hatte den Sessel nahe ans Doppelfenster gerückt, das eine Sicht von der Rigi bis zum Pilatus erlaubte. Draußen ging ein leichter Wind. Der See war mit Kräusel-  
spuren überzogen, Wolkenschatten glitten darüber hin. Wenn die Sonne durchbrach, wurde das Wasser zum blendenden Spiegel, und zugleich erschienen in der halbseitig beschatteten Fensterscheibe Züge seines Gesichts, in denen er sich kaum erkannte. Man will so schwer ans Altwerden glauben. Er musste sich vorsagen, dass er fast achtzig war, es blieb ihm nicht viel Zeit. Über dem See und dem Blaudunkel der Berge schoben sich Wolken in- und auseinander, als folgten

sie unwillig den Befehlen eines Regisseurs. Er schloss die Augen und sah nun nicht mehr den See vor sich, sondern die Wüste frühmorgens, eine Dünenlandschaft, scharf geteilt in Licht und Schatten, jemand ritt auf einem schneeweißen Esel der Sonne entgegen. Wie oft war er in Wüsten gewesen. Die Briten hätten in Palästina ein wirksames Bewässerungssystem entwickeln müssen, seine Idee vom Baumwollanbau in großem Stil hätte die Konflikte zwischen Juden und Arabern verringert. Ein Träumer war er gewesen, das hatten ihm oft genug die Mutter und die Schwestern vorgeworfen, ein kränklicher Junge, und nie war er zu der Bedeutung gelangt, die er angestrebt hatte.

Vier Uhr schon meldeten die Glockenschläge der Hofkirche, von denen die Fensterscheibe erzitterte; seine Finger, die das kühle Glas berührten, spürten die Vibration. In der Ferne zeigte sich das Nachmittagsschiff, das mit rauchendem Schornstein auf die Anlegestelle vor dem Hotel Schweizerhof zuhielt. Das war sonst das Zeichen, sich wieder an den Schreibtisch zu setzen. Heute tat er es nicht. Neben anderen Briefen lag dort einer, den er gestern erhalten hatte. Die Sterbeurkunde war fast zehn Monate durchs zerstörte Deutschland geirrt. Er hatte es geahnt, nun kannte er die Wahrheit: Seine Schwester Antonie war am 24. April 1945 gestorben, im Bombardement britischer Flugzeuge, das kurz vor Kriegsende die Kleinstadt Bad Oldesloe bei Hamburg zerstört hatte. Die Engländer, deren Landsmann er aus eigener Wahl geworden war, hatten seine Schwester, die halbarische Deutsche, getötet. Was für eine himmeltraurige Ironie!

Antonie, für ihn lange nur Tony. Das Mädchen mit dem blaukarierten Schürzenkleidchen hatte er über alle Maßen geliebt, es hatte ihn, obwohl nur ein Jahr älter als er, getröstet, wenn die Mutter an dunklen Wintertagen mit niemandem reden wollte und im Bett noch unter zwei Decken fror. Eine dritte breitete der kleine Junge bisweilen über sie, seine eigene, und in ihrem Zustand bemerkte sie es nicht einmal. Später wurde ihm Antonie fremder, sie heiratete Brandeis, den chauvinistischen Wichtigtuere, dann verschwand sie für lange Jahre mit ihm in der Südsee, im deutschen Kolonialgebiet. Nach der Kristallnacht, 1938, hatte er sie nicht mehr gesehen, auch Rosalie nicht, die jüngere Schwester. Eine auseinandergebrochene Familie wie hunderttausend andere in diesem unseligen Europa. Als der Krieg zu Ende war, wollte er zumindest erfahren, ob die Schwestern noch lebten. Er hatte, von London und der Schweiz aus, Briefe an ihre Vorkriegsadressen geschrieben, an die Besatzungsbehörden, an die Suchstellen. Und nun war eine Antwort eingetroffen, eine endgültige.

Es gab Tage und Wochen, da war Tony seine wichtigste Stütze gewesen. Der Vater fehlte ja im Haushalt; von ihm kannte er nur die Fotografien, die in schmalen Goldrahmen auf dem Kommodenaufsatz standen. Wie inständig hatte Tony die Geschwister ermahnt, nicht laut zu sein, wenn die Mutter an ihrem Heimweh litt, wie oft hatten sie versucht, ihr Lachen zu zügeln, wenn die Lebenslust in ihnen durchbrach! Die Wohnungen, an die er sich erinnerte, waren düster. Man stieß sich an den Möbeln, so eng standen sie in den kleinen Zimmern. Die Zärtlichkeitsanfälle der Mutter, wenn sie endlich wieder aufstand, man glaubte zu ersticken in ihren Umarmungen. »Ihr seid mein Ein und Alles«, immer

wieder dieser Satz in ihrem harten und dennoch singenden Deutsch. Er kann ihn sich halblaut vorsagen: »Ihr seid mein Ein und Alles«, und gleich ist wieder diese Beklemmung da, auch nach siebzig Jahren. Er möchte die Zärtlichkeit erwidern, hat Angst davor, lässt die Arme hängen. »Mein Said! Mein Said! Was bist du für ein stiller Junge!« Die Gesichter der Dienstmädchen, die sich vor das der Mutter schieben und zu einem einzigen werden, keines mehr würde er wiedererkennen. Was er anschauen wollte, war IHR Gesicht: so blass oft, diese lange schmale Nase (eine Prinzessinnennase, sagte er sich später), und wie konnte ihn schon die Andeutung eines Lächelns froher machen. Tony brachte ihr Tee ans Bett. Den schwachen Kaffee, den man in Deutschland trank, mochte sie nicht: »Eine Brühe. Das nennt man doch Brühe, ja?« Manchmal fragte er sich, ob Tony ihr glich, ob sie werden wollte wie die Mutter, denn sie ging ebenso leise durch die Zimmer, hielt den Kopf ein wenig schief, ein wenig gesenkt, genau wie sie. Rosa indessen, die Kleine, kämpfte um Aufmerksamkeit, sie war draller als Tony, drängte sich in den Vordergrund, wo es ging. Die Mutter wies sie zurecht, dann weinte sie in hohen, durchdringenden Tönen.

Er, Said, weinte nie laut, ihm liefen einfach die Tränen über die Wangen. Bei jedem Umzug durchnässten Tränen den Hemdkragen. Die Dienstmädchen tadelten ihn deswegen. Tony trocknete ihm mit ihrem Taschentuch das Gesicht; kleine Taschentücher mit Spitzenbesatz hatte sie, die sie sorgsam auseinander- und wieder zusammenfaltete. Diese Sorgfalt stets.

Said war vier, als sie von Hamburg wegzogen, ein undeutliches Bild von der Eisenbahnfahrt nach Dresden, Ge-

rumpel, Rauchgeruch, der barsche Ton des Schaffners. Ölsardinen wollte Said nicht essen, hartes Brot auch nicht, man musste ihn streng ermahnen. So wenig Licht in der neuen Wohnung. Eine alte Dame kam häufig zu Besuch und hob ihm das Kinn hoch, sie nannte die Mutter beim Vornamen: Emily, sie war eine Baronin, eine Gönnerin, das verstand er später. Tony brachte Said das Alphabet bei, das sie selbst von einem der Kindermädchen gelernt hatte, sie sang ihm das ABC-Lied vor, und Rosa sang es mit, aber voller Fehler. Die Mutter hatte wenig Geduld, wenn sie Said etwas beibringen sollte, sie hatte ja selbst Mühe mit dem Schreiben, manchmal schrieb sie etwas in rätselhaften Zeichen und von der falschen Seite her. Das waren Zeiten, in denen sie hoffnungsvoll wirkte, gar überschwenglich. Wenn Emily sang, klang es fremd, Schleiftöne, Kehllaute; man verstand nicht, worum es in ihren Liedern ging. Um Liebe, sagte sie einmal, um nichts als um Liebe.

Sie ging nicht gerne in Kirchen, die Geschwister aber, alle drei, liebten es, im Kerzenglanz der Frauenkirche vom Orgelspiel umbraust zu werden. Dort drin saßen sie an hohen Feiertagen, unter einem steinernen Himmel. Als sie auch Dresden verließen, vermisste Said am meisten diesen Weihnachtsglanz. Das Bild in einer Illustrierten, das er kürzlich gesehen hatte, zeigte eine Ruine mit eingestürzter Kuppel. Er, Rudolph, wie er sich seit langem nannte, hatte es kommen sehen, er hatte gewarnt vor der neuen Schlächtereier, doch die Wand an Ignoranz, an Fanatismus und Überheblichkeit war undurchdringlich gewesen. Wer hätte je gedacht, dass einmal Tausende von Bomben über Deutschland niederregnen würden?

Said, Rudolphs erstes Ich, begriff schon als Achtjähriger vieles. Die Mutter musste sparen, auch die Wäsche besorgte sie nun selbst und zeigte den Kindern halb lachend, halb empört ihre rot geschwollenen Hände. Im kleinen Rudolstadt, wo sie sich nun niederließen, war alles billiger zu bekommen. Schon in Dresden hatten die Leute anders gesprochen als in Hamburg, und hier sagten sie »nisch« statt »nicht« und sangen beinahe beim Reden, und Emily meinte, sie müsse die deutsche Sprache noch einmal neu erlernen.

Sie hatte Geheimnisse, die Mutter, die Geschwister versuchten sie, nachts in ihrem Zimmer, flüsternd aufzudecken. Emily kam von weither, aus Afrika, eigentlich hieß sie Salme oder Salima, das wussten sie, und es gab Leute, die sie deswegen auf der Straße anstarrten oder stehen blieben und mit erzwungener Freundlichkeit grüßten.

Die drei gingen jetzt zur Schule. Der tägliche Gang durch die Gassen von Rudolstadt schweißte sie zusammen gegen die Spottlustigen und Neugierigen, die ihnen nachliefen, sie umringten und fragten, warum sie keinen Vater hätten und die Mutter sich verstecke. Sie waren klug und fleißig; den Rückstand aufs Schulpensum holten Tony und Said rasch ein, und Rosa, die Jüngste, kam gerade in die erste Klasse. Ein älterer Junge wollte sich ihnen anschließen. Er roch schlecht, sein Vater war Gerbermeister, doch er war begabt im Zeichnen, der Begabteste weit herum. Er konnte Gesichter so zeichnen, dass man sie auf dem Papier wiedererkannte, und in der zweiten oder dritten Schulwoche forderte er die Geschwister auf, ihm Modell zu stehen, nur eine halbe Stunde, ihre Mutter sei doch eine Prinzessin, die Zeichnung wäre dann eine schöne Erinnerung an die Prinzessinnenkinder.

»Ach was, du bist meschugge«, sagte Tony, solche Wörter hatten sie in Dresden gelernt. Und alle drei schüttelten den Kopf und ließen ihn stehen. Der Junge rief ihnen nach: »Sie ist sowieso eine Negerprinzessin, das sagen alle. Da braucht ihr euch nüscht drauf einbilden.« Und als ob jemand sie herbeigehext hätte, standen plötzlich zwei Mädchen neben ihm und übertönten ihn noch mit ihrem »Es ist wahr, was er sagt, es ist wahr!« – »Nicht wahr, ganz falsch!«, schrie Tony zurück. Rosa packte Saims Hand und ließ sie nicht los; kein Wort mehr wechselten sie, bis sie zu Hause waren, und dort erzählten sie, durcheinanderredend, der Mutter, was geschehen war, und fragten sie, weshalb die Schulkinder auf eine so dumme Idee kämen. Prinzessinnen hatten doch, wie im einzigen Märchenbuch, das sie besaßen, eine durchscheinende Haut und lange blonde Haare, und sie trugen Kleider aus Seide mit goldenen Bändern. Zum Zerspringen schlug Saims Herz, als die Mutter in Tränen ausbrach und sagte, doch, es sei wahr. Von Geburt sei sie eine Prinzessin, ihr Vater habe als Sultan über die Insel Sansibar geherrscht. Wegen Heinrich habe sie auf ihr Prinzessinnenleben verzichtet und ihre Heimat verlassen, das werde sie den Kindern später genau erzählen, aber nicht jetzt, sie müssten älter werden, um das alles zu begreifen. Dem fügte sie das vertraute »Ihr seid doch mein Ein und Alles« hinzu, zog sie an sich und wollte sie nicht mehr loslassen. Im Redestrom der Mutter schwammen fremde Wörter mit und falsch betonte, ihre Sätze brachen ab, erstickten in Schluchzern. Es war so schmerzhaft, ihr zuzuhören, dass die Kinder mit ihr zu weinen begannen, erst leise und wimmernd, dann lauter. Es schien Said, von der Mutter habe jemand einen Schleier weggezogen, und

sie zeige sich so, wie er sie gar nicht sehen wollte. Er schaute sie jetzt mit neuen Augen an, suchte nach Merkmalen der königlichen Abkunft in ihrem schmalen Gesicht, und Rosa fragte plötzlich, warum sie denn, wenn doch die Mama eine Prinzessin sei, so wenig Zuckerzeug bekämen. Es war der Tag, da Said seine Unbefangenheit gegenüber der Mutter verlor; sie wiederzugewinnen, gelang ihm nie mehr. Und jetzt, im Alter, fragte er sich, ob er überhaupt je erfasst hatte, wer sie in ihrem Innersten war.